

Der starke Hermel



In alter Zeit kamen fremde Heere den Rhein herab und besetzten das Bergische Land.

Sie knechteten seine Bewohner, ermordeten viele und raubten, was die Toten besessen hatten. Jeden Widerstand schlugen sie mit ihren besseren Waffen nieder, und zuletzt glaubte niemand mehr, die Not könne sich noch einmal wenden.

Nun lebte da eine Witwe mit einem Sohn, der war sieben Jahre lang nur gestillt worden. Die Frau war bitterarm und hatte sonst nichts gehabt, was sie ihm hätte geben können. Davon war der Junge riesengroß und unglaublich stark geworden. Als er zwanzig Jahre alt war, gab es niemanden, der größer und stärker gewesen wäre als er. Überall, wo er bekannt war, hieß er der starke Hermel.

Eines Tages holten die Heiden ihn zum Frondienst heran. Da Hermel von Natur gutmütig war, tat er, was die Herren von ihm verlangten. Allerdings nahm er sich für alles sehr viel Zeit. Am Morgen des ersten Tages arbeiteten die Knechte schon längst in der Scheune, da lag Hermel noch schnarchend im Stroh, bis ihn eine unsanfte Stimme anfuhr: „Du Faulpelz, steh auf, oder ich lass dich den Dreschflegel spüren!“

Hermel drischt Stroh

Hermel rieb sich die Augen, stand ohne Widerspruch auf und folgte dem Fremden gähnend. Er sah sich die Arbeit an und meinte dann: „Deswegen weckt ihr mich schon so früh? Das hab ich gedroschen, ehe es Mittag ist!“ Niemand wollte es glauben. „Was gilt es?“ rief er. „Belohnt mich mit einer Karre Stroh für mein Lager, und gebt mir Brot und Fleisch soviel, wie ich essen will, dann werde ich's euch beweisen.“

Die Fremden versprachen es, glaubten sie doch, soviel Getreide könne einer allein an einem Tage nicht dreschen. Nun ging Hermel hinaus in den Wald, suchte sich die dickste Eiche aus, dazu eine ausgewachsene Tanne, riss ihnen die Äste wie Haare aus und band beide mit einem Wagenseil zu einem Flegel zusammen. Danach hob er das Dach von der Scheune und schlug mit dem Flegel in das Getreide. Die Halme stoben herum, als hätte der Sturm sie gefasst, und kaum war eine Stunde vergangen, da lag alles Korn gedroschen und brauchte nur noch gesäubert zu werden.

„Was könnte da nützlicher sein als das geräumige Dach?“ überlegte Hermel. Er stülpte das Dach also um und schöpfte die Spreu und die Körner hinein. Dann rüttelte und schüttelte er seine Riesenwanne, blies ab und zu aus vollen Backen hinein und hatte endlich nur noch das Korn darin. Das füllte er in die Säcke und trug sie, gleich mehrere auf einmal, zum Speicher hinauf.

Wohl oder übel mussten die Fremden ihm nun den versprochenen Lohn geben. Hermel belud eine Karre mit Stroh, warf zwei Säcke voll Brot obenauf und spannte zwei Ochsen an. Die sollten ihm die Fuhre nach Hause schaffen. So sehr die Tiere auch zogen und zogen, sie kamen nicht von der Stelle. Hermel gab ihnen zuerst gute Worte. Dann zerrte er sie an den Hörnern. Als aber eins wie das andere nichts nutzte, schlug er ihnen seine Faust ins Genick. Da brachen die beiden Ochsen zusammen, verendeten bald, und er stand da mit dummem Gesicht. Plötzlich aber lachte er unbändig auf und rief ausgelassen: „Mir ist's recht; brauch ich doch jetzt um das Fleisch nicht zu betteln!“ Er nahm die Tiere und packte sie zu dem Brot auf das Stroh, zog selbst den Wagen und fuhr pfeifend davon.

Hermel kehrt einen Brunnen

Am nächsten Morgen war er bereits zur Stelle, als die andern noch schliefen. Er wollte gern früh aufstehen, wenn er so reich belohnt würde wie gestern. Die Fremden allerdings hätten heute lieber gesehen, dass er bis zum Nimmerleinstage geschlafen hätte, denn ein so riesenstarker und hungriger Knecht kam ihnen unheimlich vor. Doch waren sie jetzt zu feige, ihn einfach davon zu schicken. Stattdessen überlegten sie heimlich, wie sie ihn mit Hinterlist aus der Welt schaffen könnten.

Da war auf dem Hof ein tiefer Brunnen. „Steig hinab und feg ihn!“ sagten sie freundlich. „Wir geben dir, was du haben willst, wenn du fertig bist!“ Gutgläubig, wie Hermel war, stieg er die fünfzig Klafter (1 Klafter = 6 Fuß, also etwa 1,80 m) tief in den Schacht und beeilte sich, damit er wieder früh fertig wäre. Währenddessen wälzten die Fremdlinge schwere Steine herbei, stießen sie dann auf einmal über den Brunnenrand und horchten gespannt hinterher, ob das Pfeifen und Singen da unten nun endlich verstummt sei für immer.

Da scholl eine gesunde Stimme herauf: „Jagt doch die Hühner fort, die scharren mir Sand in die Augen!“ Darauf rollten die Fremden einen riesigen Mühlstein herbei und ließen ihn in den Brunnen fallen.

„Vielen Dank meine Herren“, lachte es aus der Tiefe. „Solch einen stabilen Kragen hab ich mein Lebtag noch nie besessen!“ Der Mühlstein war Hermel nämlich so um den Hals gefallen, dass sein Kopf wie aus einem Kragen hervorschaute.

Wieder berieten die Fremdlinge, wie sie den gefährlichen Burschen loswerden könnten. Da meinte einer: „Unter dem Turm der neuen Kirche steht noch die Glocke. Vielleicht können wir ihn mit dieser Glocke zerschmettern.“

Gesagt, getan. Sie schleppten das mächtige Ding herbei, hoben es mit einer Winde über das Brunnenloch und ließen es in die Tiefe stürzen.

„So eilig war es nicht mit der Kappel!“ rief ihnen Hermel zu. „Ihr hättet sie ruhig verwahren können, bis ich nach oben komme. Bald bin ich so weit!“

Da waren die Fremdlinge ratlos. Das ging nicht mit rechten Dingen zu. Und als Hermel gesund aus dem Brunnenloch stieg, liefen sie wie verschreckte Hühner davon.

„He, he! Warum lauft ihr denn fort?“ rief Hermel und stürmte hinter ihnen her. Dabei schien es ihn nicht zu hindern, wie sehr ihm der Glockenhut auf dem Kopf und der Mühlstein am Halse wackelte. Er hielt beide fest und hatte bald die Fliehenden eingeholt mit seinen langen Beinen.

Er schüttelte ihnen die Hände. „Ich danke euch für den schönen Hut und den Kragen. Passen sie mir nicht gut? Nur war es damit nicht so eilig. In dem engen Brunnenschacht hätten sie leicht zerbrechen können. Kommt, gebt mir ein neues Stück Arbeit! Zum Essen ist's noch zu früh, und dann schmeckt es mir nachher auch besser!“

Hermel in der Teufelsmühle

Die Fremdlinge hielten ihn eine Weile hin und berieten indessen aufs Neue, wie sie ihn loswerden könnten. In der Nähe stand eine Mühle im Tal, für die kein Müller zu finden war. Dort trieb nämlich der Teufel sein Unwesen, und bisher war keiner lebendig wieder zurückgekommen. Dort hin schickten sie Hermel jetzt mit einigen Säcken voll Roggen. „Mahl dir das Korn, du kannst es als Lohn für die heutige Arbeit behalten!“ Im Stillen hofften und wünschten sie, es möchte die letzte sein.

Hermel wusste nichts von Gespenstern und Teufeln und fürchtete sie darum auch nicht. So schüttete er pfeifend seinen Roggen auf und setzte den Mahlgang an. Kaum aber rauschte und klapperte es im Getriebe, kroch da hinter dem Mahlgang ein höllisches Monster hervor und griff mit seinen Klauen nach Hermel.

Der war nicht faul, packte das unholde Wesen und kämpfte mit ihm eine Weile. Schließlich drückte er es auf den Mahlstein nieder, wie der Schleifer das Messer an den Schleifstein drückt, und so wie aus dem Stahl dann die Funken sprühen, so sprühten jetzt dem Höllenmonster Feuerfunken aus dem Hintern.

Der quiekte, jammerte, schrie und bat: „Lass mich und gib mich frei! Ich verspreche dir alles, was du nur haben willst!“

Aber Hermel stellte sich taub und presste den Unhold auf den Stein, bis er ihm das ganze linke Bein und das halbe Hinterteil abgewetzt hatte. Dann erst ließ er ihn frei und hatte einen himmlischen Spaß, als der Böse heulend hinter den Mahlkasten hinkte und fluchend verschwand.

Indessen war es Abend geworden. Die Fremden freuten sich schon, den Burschen endlich los zu sein, da kam Hermel gemütlich mit seinen Säcken an. Er erzählte, wie er den Teufel aus der Mühle vertrieben hatte, und er wischte sich noch den Schweiß von der Stirn. Nun mussten die Fremden ihm wieder einmal das Brot und die Ochsen geben. Hermel machte seine Mahlzeit zurecht, aß sich gehörig satt und legte sich dann mit Glockenhut und Steinkragen zur Ruhe nieder.

Hermels Wettstreit mit dem Teufel

In den wenigen Tagen hatte Hermel soviel Gefallen an seiner Arbeit gefunden, dass er jetzt stets schon in aller Frühe erschien. So kam er am nächsten Morgen, kaum dass der Tag begann. Die Fremden sagten: „Hermel, du bist zwar ein fleißiger und tüchtiger Kerl, aber du machst uns zu armen Leuten, wenn du nicht irgendwo Geld auftreibst! Du solltest einmal bei Volberg im Sülztal in den Teufelskeller steigen und dem Luzifer (= Name für den Teufel) ein wenig die Ohren reiben. Wie man sagt, regiert der Geizhals über mehr Schätze als über Teufel und Seelen.“

„Das mach ich“, entgegnete Hermel, „gebt mir nur einen mit, der mir den Weg dorthin zeigt!“ Ein Junge wusste bescheid und zeigte ihm den Weg. So stand er nach langer Wanderung durch einen düsteren Gang vor einem großen eisernen Tor. Er klopfte einmal, er klopfte zweimal, er klopfte ein drittes Mal. Als es auch dann noch verschlossen blieb, trat er ärgerlich mit dem Fuß dagegen. Das Tor riss polternd aus seinen Angeln, und er sah in einen Raum voller lodernder Flammen.

Hermel musste eine breite Treppe hinab. Dann stand er auf einmal einer grimmigen Gestalt gegenüber. War das nicht das Monster, dem er ges-

tern das Bein und die Hinterbacke abgewetzt hatte? Schon war er von ihm auch erkannt worden, und es lief davon, dass es geradezu pfiff in der Luft.

Plötzlich sah sich Hermel einem noch größeren Monster gegenüber, dem Luzifer selbst. „Was willst du hier?“ brüllte der ihn mit heiserer Stimme an und griff mit krummen Fingern nach seinem Hals.

Hermel schlug ihm mit seiner Faust darauf, dass die Finger in den Gelenken knackten. „Geld muss ich haben, einen Sack voll Geld und kein bisschen weniger, hörst du? Bringst du's nicht gleich hierher, werd ich mir's selber holen!“

Da wurde der Teufel freundlicher: „Geld will verdient sein, bei mir wie bei dir. Wollen wir nicht zuerst unsere Kräfte ein wenig messen? Gewinnst du, bekommst du das Geld. Gewinne ich, soll deine Seele auf ewig mir zugehören!“

Hermel war einverstanden. Nun holte Luzifer ein Waldhorn herbei. „Wir wollen sehen, wer von uns den stärksten Atem hat“, sagte er. Zuerst blies er selber hinein. Es gab einen Ton, der ließ Boden und Wände erzittern. Danach reichte er dem Hermel das Horn und lächelte siegesgewiss.

„Mehr hast du in deinem Blasebalg nicht?“ spottete Hermel, setzte das Horn an und stieß seinen Atem hinein. Damit fetzten dem Teufel ein paar Blechstücke an den Kopf, dass ihm die Hörner wackelten und Blut aus seiner Nase quoll. „Na, hast du genug?“ rief Hermel. „Wenn nicht, dann zur nächsten Probe!“

Der Teufel hatte noch nicht genug. Er strich sich das Blut aus dem Bart und von der zottigen Brust und holte einen Felsblock herbei, der war wie ein Backhaus so groß. Er holte aus und warf ihn wohl an die zwanzig Ellen hoch. Hermel fing ihn wie einen Federball auf, wog ihn, legte dann die Stirn bedenklich in Falten und sagte: „Ich will doch zuerst in den Wald und ein paar kräftige Stämme holen!“

„Wozu?“ fragte der Teufel. „Um das Gewölbe zu stützen, erwiderte Hermel. „Besser ein wenig Vorsicht, als lebendig begraben zu werden!“ Da hatte der Teufel auf einmal genug. Er führte Hermel in eine Felsenkammer, die hoch voll Gold und Silber lag, und ließ ihn hier seinen Sack füllen.

Der riesige Bursche musste sich mühen, die pralle Last durch den engen Gang aus dem Keller zu schaffen.

Als er bei den Fremden ankam, reckte er gähnend die Arme und sagte: „Hat mich das müde gemacht! Lasst mich erst noch ein wenig schlafen, ehe ich meinen Lohn bekomme! Er ging in den Wald, legte sich in den Schatten der Bäume und schnarchte bald, dass die Erde zitterte und sich das Blattwerk wie im Winde bewegte.

Indessen schichteten die Fremden dürres Reisig um seinen Ruheplatz und legten dann Feuer daran. Im Nu stand der hölzerne Käfig in Flammen und spie stickigen Rauch aus.

Hermel röchelte und wälzte sich von einer Seite zur andern, als träume er einen bösen Traum. Als ihm das Feuer aber Jacke und Haare versengte, erwachte er. Er sprang auf, sah, wie die Fremden jauchzend das Feuer umtanzten und begriff, was sie vorhatten. Da packte ihn eine unbändige Wut. Er riss einen Eichenstamm aus dem Boden, sprang über das Feuer und schlug auf die flüchtenden Fremden ein, wo immer er sie erwischen konnte. Tage und Nächte war er hinter ihnen her und ruhte nicht eher, bis keiner mehr diesseits des Rheines war. Solange er lebte, wagten sie nicht mehr, über den Rhein zu kommen.

erzählt nach: Paul Weitershagen: Die bergische Truhe, Legenden, Sagen, Märchen, Schwänke u. Schnurren aus d. Berg, Land. Köln (Greven). 6. Aufl., 1983.